

„Eigentlich geht es um Menschenschutz“

MONTAGSINTERVIEW Prof. Pierre Ibisch über den Wald und die Notwendigkeit seiner Rettung

Mit Blick auf den Wald spricht Pierre Ibisch, Professor für „Nature Conservation“, von Klimakrise – der Begriff Wandel treffe nicht mehr. Was ist zu tun, um die Waldfunktionen zu retten, das Klima zu stabilisieren? Das erläutert er im Gespräch mit WLZ-Redakteurin Marianne Dämmer.



Kahl geräumte Flächen heizen schneller und extremer auf, sodass es Baumpflänzchen ungleich schwerer haben, anzuwachsen und zu überleben – vor allem während Trockenperioden.

FOTO: IMAGO IMAGES/COUNTRYPIXEL

für, die Vitalität von Wäldern und Waldfunktionen über Ökosystemleistungen gerecht zu fördern mit dem Schwerpunkt auf Kühlung und „grünem Wasser“ – und die Landschaftsökologie mit einzubeziehen.

Trotzdem braucht man Antworten für all jene, die Holz fordern für die unterschiedlichsten Dinge.

Nein, erst mal stellen wir die Frage: Wofür brauchen wir unbedingt Holz – und wofür brauchen wir es nicht wirklich? Da kommen wir etwa schnell zur energetischen Nutzung, zur Verbrennung. Das ist bequem, hat zu unserer Kultur beigetragen. Jetzt haben wir aber ganz andere Technologien, können Häuser bauen, die nicht mehr geheizt werden müssen, und es gibt Wärmepumpen. Es ist also nicht wirklich sinnvoll, Holz zu verbrennen. Im Moment aber wird über die Hälfte des Holzes in der Nutzung verbrannt. Das wäre also schon mal ein Ansatz. Das müssen wir weiter durchdeklinieren. Brauchen wir zum Beispiel so viel Papier?

Stimmt, unsere Zeitung gibt es schon eine Weile als E-Paper, immer mehr Leserinnen und Leser nehmen das Angebot an.

So müssen wir die gesamte Produktpalette weiter analysieren. Ein Holztisch ist schön, aber brauchen wir ihn? Ja, aber dann sollte er 30, 100 Jahre oder noch länger genutzt werden – und nicht nur drei. Nach solchen Prinzipien sind alle Handlungen und Produkte zu hinterfragen. An diesem Punkt sind wir inzwischen angekommen, da drunter geht es leider nicht mehr. Alles, was wir immer für selbstverständlich und gratis gehalten haben, wird nicht mehr sein. Das fühlt sich nicht gut an.

Nein, wirklich nicht.

Wir müssen jetzt tätig werden – eigentlich sind wir schon zu spät dran. Wir müssen so ehrlich sein: Wir importieren längst Holz zum Verbrennen und für den Bau, sind schon gar nicht mehr autark. Wir sind längst angewiesen auf Raubbau, der etwa in Russland und den USA passiert. Dort werden Wälder vernichtet, damit wir hier Kraftwerke betreiben.

ZUR PERSON



Professor Pierre L. Ibisch (geb. 1967) ist Biologe und Professor für „Nature Conservation“ an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde.

Seine fachlichen Schwerpunkte sind globaler Umwelt-Wandel und Naturressourcenmanagement – unter anderem Entwicklung von Anpassungsstrategien, nachhaltige Entwicklung und globaler Wandel – sowie Naturschutz, Biodiversität und Waldökologie. md FOTO: M. DÄMMER

Wald – wie ernst ist die Lage, Herr Professor?

Die Lage ist sehr ernst, auch global gesehen. In Mitteleuropa hatten wir gerade eine besondere Situation durch die Verkettung von extremen Witterungsereignissen, die den Klimaszenarien entsprechen. Andere Kontinente kennen solch länger dauernden Dürreperioden bereits. Wir müssen annehmen, dass sie in Zukunft bei uns noch sehr viel länger dauern können. Wir hatten seit 2018 im Durchschnitt deutlich weniger Niederschläge, als es eigentlich braucht, um langfristig ein Waldklima zu halten.

Das ist leider nicht zu übersehen.

Bei einer Waldschädigung kommt es nicht auf die Mittelwerte, sondern auf die extremen Werte an. Die können sehr, sehr schnell Veränderungen bewirken, und das auch irreversibel bis hin zum Absterben von einem Baum oder eines ganzen Waldes. Wir stecken da nun mitten drin. Die Misere: Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Wir haben es aktuell mit dem Absterben bestimmter Arten zu tun, können aber nicht sagen, ob andere Arten ungeschoren davon kommen, wenn sich dieses Klima so fortentwickelt.

Das Klima trifft auf vorge-schädigte Landschaften.

Die Wissenschaft verweist schon länger darauf, dass der Wald zwar das naturnahe Ökosystem in Deutschland ist, aber zugleich sehr weit entfernt von einem idealen Zustand, außerdem multipel gestresst und geschwächt. Eigentlich wäre der Wald ein Ökosystem, das großflächig verbreitet wäre. Das haben wir im Laufe der Geschichte zerlegt zu einem Flickenteppich. Es gibt einen hohen Grad an Fragmentierung mit sehr vielen ungünstigen Einwirkungen aus der Umgebung wie Stickstoffeinträgen, und in den extremen Jahren auch mikroklimatische Randeffekte wie Erhitzung und Austrocknung.

Sie kritisieren in dem Zusammenhang die weitere Zerschneidung des Waldes.

Ja, sie setzt sich innerhalb dieser Fragmente fort durch die Nutzung: Es gibt ein dichtes Wegenetz, was noch mal potenziert wird durch ein Netz von vier, fünf Meter breiten Rückegassen, häufig alle 20 Meter: In einem erklecklichen Anteil des Waldes, etwa zehn bis 15 Prozent, wuchsen also schon vor den Auswirkungen der Klimakrise keine Bäume mehr. Das trägt deutlich zur Schwächung bei, die Rückegassen müssen auf jeden Fall zurück-

gebaut werden. Hinzu kommt die waldbauliche Praxis der Vergangenheit: Monokulturen, wenige Arten bis lediglich eine Art, gleichaltrige Flächen, die Auslöschung der lokalen Artenvielfalt und damit auch von Interaktionen und Symbiosen zwischen Arten, die sich gegenseitig stabilisieren. Das sind die verschiedenen Krisen, die häufig immer einzeln besprochen werden – doch im Wald findet alles gleichzeitig statt, wir müssen alles mitdenken. Dieses schlechte System durch stoffliche Beeinträchtigungen, Wasserverlust, Drainage der Landschaft und Erwärmung trifft auf die Klimakrise. Hinzu kommen die geschwächten Land-Ökosysteme. Wir sehen, was es macht.

Könnte es der Wald schon selbst richten?

Das kann man nicht so ohne Weiteres sagen. Angesichts der Ernsthaftigkeit der Lage müssen wir vieles auf den Prüfstand stellen – uns sogar fragen, ob wir genügend Waldflächen vorhalten. Das ist in Waldeck-Frankenberg vielleicht weniger relevant, weil dort der Anteil von Waldflächen theoretisch groß ist, aber in anderen Teilen von Deutschland ist das offen. Zudem gibt es unterschiedliche Ausgangsbedingungen. Im schlimmsten Fall gibt es schon Kalamitätsflächen – von denen Sie hier viele haben. Der schlimmste der schlimmsten Fälle sind aber geräumte Kahlfelder – das gibt es leider oft in Waldeck-Frankenberg. Da sind die Handlungsmöglichkeiten beschränkter als dort, wo im-



Totholz – hier eine Rotbuche, das gilt aber für alle Hölzer – bietet Sämlingen Schutz und Schatten, speichert Feuchtigkeit, die in Trockenzeiten nützt.

merhin noch die toten Bäume stehen oder liegen.

Sie plädieren dafür, Totholz im Wald zu belassen, weil es Schutz bietet und Feuchtigkeit hält.

Ja. Außerdem entsteht Mulm durch das langsame Zersetzen der Stämme. Es bringt nützliche Stoffe in den Boden ein, befördert Regenwürmer, die wiederum durch Ausscheidungen Springschwänze und Bakterien sowie Pilze in Gang setzen, die wiederum Pflanzen fördern und teilweise sogar ihre Trockenheitsresistenz verbessern. Das ist sehr wichtig und kommt häufig zu kurz. Man sollte diese Organismen unbedingt fördern, die am Ende Pflanzen stützen und ihr Wachstum verbessern.

Was braucht der Wald, was würden Sie raten in der aktuellen Situation?

Auf jeden Fall vermeiden, überall das Gleiche zu tun. Das passiert leider im Moment: Kahlschlag, dann werden meistens die gleichen Arten gleichen Alters in Reihe und Glied gepflanzt. Das ergibt wieder eine anfällige Struktur. Wird ein Wald geschädigt durch Sturm oder ein Feuer, ist die Situation immer ein bisschen chaotisch: Dann gibt es eine Stelle, an der viele Bäume der gleichen Art zuerst aufwachsen, an anderer Stelle kommen die Bäume vielleicht erst fünf Jahre später. Das ist Diversität. Natur arbeitet mehr mit dieser biologischen und strukturellen Vielfalt – das würde uns im Umgang mit den Wäldern auch guttun.

Aus wissenschaftlicher Sicht stellen Sie infrage, dass der Wald in der gleichen Intensität nutzbar sein darf wie bisher. Es gibt aber viele Interessensvertreter, die das mindestens ansatzweise fordern.

Dann haben sie den Ernst der Lage nicht begriffen.

Was sagen Sie jenen, die nach wie vor vehement für die Bewirtschaftung plädieren?

Es ist eine grundsätzliche konzeptionelle Einsicht, dass wir auf diesem Planeten in einer Biosphäre als eine abhängige Komponente leben. Wir leben trotz aller Technik und Kultur davon, dass uns in diesem Ökosystem Nahrung bereitgestellt wird, uns Wasser, Kühlung und ein angenehmes Klima zur Verfügung stehen. Das haben wir vergessen. Es gibt die Grenzen des Wachstums und es gibt vor allem das ökologische Primat: Erst muss das globale Ökosystem funktionieren, dann können wir darin leben – essen, trinken und erst dann auch noch wirtschaften. Aktuell zwingen wir die Natur dazu, einen Bedarf, der geweckt worden ist, zu decken. Das ist in der Forstwirtschaft so passiert. Sie hat sich abhängig gemacht von Sägewerken, dem Holzmarkt, der bestimmte Sortimenten in bestimmten Stärken nachfragt, und die werden bereitgestellt, egal, was dabei mit dem Wald passiert. Das hat uns auf den Irrweg gebracht, der jetzt bestraft wird.

Sie plädieren grundsätzlich für eine andere Aus-

richtung. Menschen sollten sensibilisiert werden für ihre Stellung in der Natur, Konsum hinterfragen, Stichwort Suffizienz.

Sie spielen auf den Ökohumanismus an. Ein befreundeter Politologe und ich sind zu der Einsicht gekommen, dass es uns in dieser Gesellschaft daran mangelt, gewisse Prinzipien zu erkennen, die uns Menschen leiten. Reflektieren wir genug, wie wir mit dem Wald, mit den Wasserressourcen umgehen sollten? Generationengerechtigkeit, Nachhaltigkeit – da kommen Leute nach uns, die auch noch leben möchten. So ist die entscheidende Frage: Was sollten wir tun, was lassen?

Nur ökologisch zu denken ist aber meist nicht so attraktiv.

Ja, der Mensch kommt scheinbar zuletzt – das ist kein ordentliches Angebot. Es ist aber andersherum. Selbstverständlich geht es in erster Linie um uns, und zwar um unser Überleben, und zwar sehr kurzfristig. Um den Planeten muss man sich keine Sorge machen, Natur und Evolution gehen weiter. Es geht um uns. Müssen wir die Natur schützen? Nein, zumindest nicht für sie. Wir müssen die Natur schützen, von der wir ein Teil sind und die uns ein Überleben sichert. Also geht es eigentlich um Menschenschutz. Wir müssen begreifen, dass uns das Ökosystem trägt. Der Humanismus und der Glaube an die Entfaltung unseres menschlichen Potenzials muss gefördert und zusammengebracht werden mit den Erkenntnissen der Ökologie: Menschsein kann nur funktionieren innerhalb der planetaren Grenzen des Wachstums.

Was ist die Konsequenz?

Man kommt zu der Kombination Ökohumanismus und der Frage: Wäre es nicht sinnvoll, in der jetzigen Situation eine Philosophie zu haben, die uns zumindest anregt, immer wieder kritische Fragen zu stellen? Ist unser Wirtschaften gut für uns Menschen und die Biosphäre? Übertragen auf den Wald müssen wir fragen: Was ist wichtiger – das Holz der Gegenwart oder das Wasser der Zukunft? Ohne Wald kein Wasser. Das wird leider nicht hinreichend diskutiert. Deswegen plädiere ich sehr da-

FOTO: A. HELD VIA WWW.IMAGO-IMAGES.